

Domprediger Thomas C. Müller

Sonntag Judika, 21 März 2021, 10 Uhr

Predigt über Hiob 19,19-27

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Der Predigttext für den Sonntag Judika steht im Buch Hiob im 19. Kapitel, die Verse 19 bis 27.

„¹⁹ Alle meine Getreuen verabscheuen mich, und die ich lieb hatte, haben sich gegen mich gewandt. ²⁰ Mein Gebein hängt nur noch an Haut und Fleisch, und nur das nackte Leben brachte ich davon. ²¹ Erbarmt euch über mich, erbarmt euch, ihr meine Freunde; denn die Hand Gottes hat mich getroffen! ²² Warum verfolgt ihr mich wie Gott und könnt nicht satt werden von meinem Fleisch? ²³ Ach dass meine Reden aufgeschrieben würden! Ach dass sie aufgezeichnet würden als Inschrift, ²⁴ mit einem eisernen Griffel und mit Blei für immer in einen Felsen gehauen! ²⁵ Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben. ²⁶ Nachdem meine Haut noch so zerschlagen ist, werde ich doch ohne mein Fleisch Gott sehen. ²⁷ Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.“

Liebe Gemeinde,

Hiob ist der Inbegriff eines Menschen, der zu Unrecht leidet. „Er war fromm und rechtschaffen, gottesfürchtig und mied das Böse,“ so heißt es in dem alttestamentlichen Buch, das nach ihm benannt ist. Hiob verliert alles, seinen Besitz, seine Söhne und Töchter, seine Gesundheit. Das ist der Ausgangspunkt für die ewige Frage: Warum? Warum gibt es Leiden in der Welt? Warum lässt Gott es zu?

Im Buch Hiob werden wie in einem Theater einzelne Figuren auf die leere Bühne gestellt, um dieser Frage nachzugehen: In der Mitte steht Hiob. Und um ihn herum, in weiter Entfernung, am Rand der Bühne, stehen seine drei Freunde. Sie betrauern ihn, sie nehmen ihn aber auch in die Mangel. Hat das Leiden Hiobs nicht doch einen Grund in irgendeiner verdeckten Schuld? Im Laufe dieses erstaunlich modernen Sprechtheaterstücks, wird immer deutlicher, dass es einen fundamentalen Unterschied in der Perspektive gibt, von der her man die Frage „Warum?“ stellt. Dieser Unterschied trennt Menschen durch einen tiefen Graben voneinander: Denn die einen sind die, die leiden. Und die anderen schauen dabei zu.

„Erbarmt euch über mich, erbarmt euch, ihr meine Freunde; denn die Hand Gottes hat mich getroffen! Warum verfolgt ihr mich wie Gott und könnt nicht satt werden von meinem Fleisch?“ so ruft Hiob seinen Freunden über den Abstand hinweg zu, und fleht darum, dass sie ihre Zuschauerhaltung überwinden.

Wenn wir ehrlich sind, sind wir meistens die Zuschauer des Leidens. Wir sind diejenigen, die den Fernseher anschalten, von all den Leidens- und Jammerorten dieser Welt erfahren, und ihn dann auch wieder ausschalten können, um uns von all dem Elend zu erholen. Von der Dürre in Afrika, dem Flüchtlingsdrama auf dem Mittelmeer, den Intensivstationen während der Pandemie und dem tödlichen Unfall auf der A1 oder der A9.

Natürlich gibt es auch echte Betroffenheit, die den Panzer unser Gewöhnung und Abstumpfung überwindet, besonders wenn ein Drama zufällig und willkürlich Unschuldige getroffen hat. Aber wie viel echtes Erbarmen kann über den riesigen Abstand der medialen Berichterstattung hinweg am Ende wirklich übrigbleiben?

Nicht selten mischt sich auch ein gutes Stück Voyeurismus hinein. In der Deckung in unseren Wohnzimmern bleibt er unbemerkt und kommt nur manchmal ans Tageslicht: in den Kommentarspalten der sozialen Medien oder im Stau auf der Autobahn, wenn die Gaffer noch einen verstohlenen Blick auf

das Autowrack werfen, in einer Mischung aus Grauen, Neugier und der erleichterten Gewissheit: Mich hat es – Gott sei Dank – nicht getroffen.

Dieses „Ich bin nicht betroffen“ ist die rote Linie, die Menschen eisern versuchen zu verteidigen. Und wenn sie überschritten zu werden droht, wenn uns das Leiden anderer zu nahekommt, wenn wir zu tief hineingezogen werden, treten augenblicklich bewusste und unbewusste Abwehrmechanismen in Kraft. Wie beim Nachbarn, den seine Frau verließ, und der es nicht verkraftet hat. Wir sehen ihn vormittags schon mit der Pulle Bier auf der Bank im kleinen Park, grau und zerknittert und mit strengem Geruch. Mitleid? Ja schon, aber trotzdem schnell an ihm vorbei, als ob sein Unglück eine Krankheit sei, an dem man sich wie an einem Virus anstecken könnte.

Wie bei der Freundin, die krank wurde. Als sie noch im Mittelpunkt stand, glänzte und strahlte, waren alle um sie, aber jetzt bleiben die meisten weg. Davon hat man gehört. Und auch von Ehepartnern, Angehörigen und Freunden, die das Weite suchten, als es bergab ging, so wie es Hiob beklagt: „Alle meine Getreuen verabscheuen mich, und die ich lieb hatte, haben sich gegen mich gewandt.“

Dabei ist das Auf-Abstand-Gehen nur das eine. Ohnmacht und Schwäche lösen oft auch Verachtung und Ekel aus. Warum würden sonst Jugendliche aus gutem Hause Obdachlose in der U-Bahnstation treten oder gar anzünden? „Wenn du einen Blinden siehst, versetz´ ihm einen Tritt; warum solltest du freundlicher sein als Gott,“ heißt es in einem persischen Sprichwort. Und so brutal dieses Sprichwort auch ist, seine Logik wirkt stärker als wir denken.

„Erbarmt euch über mich, erbarmt euch, ihr meine Freunde; denn die Hand Gottes hat mich getroffen!“ Hiob erfährt, was es bedeutet, selbst betroffen zu sein. Das ist der himmelweite Unterschied, der uns verborgen bleibt, bis zu diesem Augenblick, da es uns trifft. Man wusste ja schon vorher, dass es das gab: Menschen die krank werden, die Unglück erfahren. Aber wirklich begriffen hat man es nicht, denn bisher waren es immer die anderen. Nun fällt man aus allen Wolken. Nun erlebt man es am eigenen Leibe: die Absetzbewegungen, die wohlfeilen Ratschläge und Erklärungen, die Türen, die sich plötzlich schließen. Diesseits des Grabens sieht alles anders aus. Es ist so ungerecht. Bitterkeit stellt sich ein. Sie ist wie ein Wurm, der sich durch das Herz frisst. Zuvor hatte Hiob geglaubt, dass die Welt irgendwie einer Logik der Gerechtigkeit folgt und Gott ein Garant dafür ist. Aber dieses Welt- und Gottesbild zerbricht erst in seiner eigenen Betroffenheit. Die Welt ist ein chaotischer Ort, an dem jederzeit alles passieren kann. Jeder muss selbst zusehen, wo er bleibt, selbst Gott spielt nach undurchsichtigen Spielregeln, wie einer Gegner, dem nicht zu trauen ist. Hiob hadert in über 40 Kapiteln mit diesem Gott, den er nicht mehr verstehen kann. Sein heller Glaube, der Bescheid wusste über Gottes Gerechtigkeit und Herrschaft, ist zerbrochen. Aber gerade in diesem Zerbrechen leuchtet für einen Augenblick etwas Neues auf. „There is a crack in everything. That's how the light gets in,“ singt Leonard Cohen. Manchmal muss etwas zerbrechen, damit das Licht in uns hineinfallen kann, das uns rettet.

„Aber ich weiß, dass mein Erlöser lebt, und als der Letzte wird er über dem Staub sich erheben. 26 Nachdem meine Haut noch so zerschlagen ist, werde ich doch ohne mein Fleisch Gott sehen.“

Das hebräische Wort „goel“, das in der Lutherübersetzung mit Erlöser wiedergegeben wird, ist schwer zu deuten. Es entstammt dem Familienrecht und bezeichnet den, der für die Geschädigten eintritt und ihr Recht wiederherstellt. Er ist nicht mehr nur der Richter, sondern der, der an seine Seite für sein Recht eintritt. Gott erlebt im Herzen Hiobs eine Verwandlung. Was hat diese Verwandlung bewirkt? Das verborgene und hartnäckige Vertrauen, dass Gott – trotz allem – nicht so sein kann, wie er im Augenblick des Unglücks erscheint.

Liebe Gemeinde,

der Glaube gibt keine Erklärung dafür, warum guten Menschen Böses widerfährt. Gott ist keine Formel, mit der man die Welt erklärt. Die Allmacht Gottes ist nicht die Antwort auf die Frage nach dem „Warum?“, sondern selbst das Rätsel, für das auch der Glaube keine Lösung kennt. Der Glaube weiß von keiner Lösung, aber weiß von einem „Löser“, einem „Er-Löser“; weiß von einem Gott, der nicht wie ein ehernes Schicksal über uns hängt, bleiern und schweigend, unberührt von den Tränen und dem Schmerz. Der Glaube weiß, dass Gott die Seiten gewechselt hat, vom Himmel auf die Erde, in die gefährliche Zone, dort, wo alles in Frage steht und nichts mehr zu gehen scheint. Er steht nicht am Bühnenrand wie die Zuschauer, die beurteilen, kommentieren und richten, sondern tritt an uns heran, ganz nah. Dort steht er. Immer. Steht an den Betten der Kranken, geleitet die Sterbenden, sitzt auf der Bank neben dem Nachbarn, und auf dem Sessel wo der saß, der zu früh ging. Sitzt auf der Anklagebank neben den Angeklagten. Den Unschuldigen, und auch den Schuldigen. Den Zurückgesetzten und Gemiedenen. Man kann ihn im Unglück und gegen das Schicksal zu sich rufen und wissen: Er wird da sein. Auch wenn du es nicht siehst, du kannst es glauben. Auch wenn du es nicht spürst, du kannst lernen, Sinn und Herz dafür öffnen, und im Wagnis des Vertrauens wirst du es wieder erfahren. „Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.“ Darum geht es im Glauben: ihn sehen zu lernen – an unserer Seite. Keinen Fremden, sondern einen Verbündeten. Es ist wohl wahr: Menschen, die leiden, verlieren ihren Glauben an den Gott, der über allem herrscht. Aber auch das gibt es: Menschen, die leiden, finden in Gott die Quelle ihrer Kraft, ihrer Hoffnung und ihres Mutes. Weil sie verstanden haben, wer Gott ist. Nicht mehr das Schicksal, sondern die Kraft, die das Schicksal bestehen lässt, die wieder ins Freie führt und in die Hoffnung, dass das Leben wiederkehrt. Es ist dieselbe Kraft, die uns hilft, den Abstand zu fremdem Leid zu überwinden und öfter zu begleiten, statt zuzuschauen, zu erklären, zu kommentieren oder gar zu richten.

„Nachdem meine Haut noch so zerschlagen ist, werde ich doch ohne mein Fleisch Gott sehen. Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.“

Die Sehnsucht ist groß, diesen Gott zu sehen, der unsere Würde, unser Recht, unsere Selbstachtung wiederherstellt, die Welt wieder weit macht. Manchmal mögen wir uns fragen: Ist das nur Poesie mit der wir die Leerstelle zu füllen versuchen? Sind es nur Worte, mit denen wir uns im Angesicht der Erbarmungslosigkeit der Welt trösten wollen? Aber die Sehnsucht greift nicht ins Leere, sie hat Gestalt gewonnen, ist ein Name geworden, eine Wahrheit, eine Wirklichkeit: Jesus Christus. Wir Christen erkennen in der Hoffnung auf den Erlöser, die in Hiob lebendig wurde, die Züge Jesu wieder. Er war selbst ein guter Mensch, dem Böses widerfuhr. Er hielt die Rätsel aus, die Ungerechtigkeit, ja selbst das Schweigen Gottes. Ging durch die Enge des Zweifels noch am Kreuz, mit der Frage „Warum?“ auf den Lippen. Und durchdrang doch den dunklen Vorhang eines unverständlichen feindlichen Schicksals und sah, was hinter dem Vorhang der Rätsel stand. Keine Erklärung, aber ein Angesicht, leuchtend und liebend. Und das bezeugt er uns bis heute. So wurde er selbst für uns zu diesem liebenden Angesicht Gottes. Und wenn die Welt uns mit Ungerechtigkeit und Anklagen und Schicksal, Krankheit und Tod umstellen, die uns glauben lassen wollen, dass hinter allem doch nur der wirre böse Zufall oder ein dunkle, gähnende Leere steht, dann geht es darum: den Blick auf dieses liebende Angesicht Gottes in Jesus Christus nicht zu verlieren, sondern immer wieder neu zu gewinnen, damit wir nicht vergessen, wer am Ende hinter allem steht, und dass es ein Ziel unserer Unruhe und Sehnsucht gibt, das wir sehen werden. „Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Danach sehnt sich mein Herz in meiner Brust.“ Denn unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.